und dort in Tausenden von Tonnen nach den Vereinigten Staaten und nach Europa versandt. Kaffee ist in solchem Ueberfluß, daß er dem Fremden von den Aermsten angeboten, und daß jegliche Bezahlung abgelehnt wird. Auf den Weiden gedeihen Rindvieh und Schafe außerordentlich gut, aber auch hier ist die Freude keine ungemischte. Trotz der Hitze sind die Hirten des Viehs gezwungen, Lederanzüge aus einem Stück über den ganzen Körper zu tragen, um sich vor den Dornen der umgebenden Gebüsche zu schützen. Die Hitze erzeugt viel Fieber. Viel Schafwolle und Felle werden von den Indianern nach Para gebracht.

Ueber ihre Lebensart ist noch zu sagen, daß sie in Häusern aus Bambusholz und Lehm wohnen, gewöhnlich mit Palmendächern; nur selten sieht man Ziegel. Sie tragen wenig Kleidung; die Kinder sind nackt. Sie leben hauptsächlich von Fischen, Eiern, Reis, Bohnen, Früchten. Mehl haben sie nicht; sein Ersatz ist die Wurzel der Mantioca, getrocknet und geröstet, trocken mit Fleisch oder gekocht mit Reis und Bohnen gegessen. Das Land birgt auch sonst noch manche Reichtümer, z. B. zeigt sich in den Flüssen wie im Gestein Gold. Es harren hier noch Schätze der Hebung und der Ausbeutung; ob aber dazu die Gesundheit des Europäers ausreicht?

Güte adelt.

Wie der belebende Strahl der Frühlingssonne Schnee und Eis zum Schmelzen bringt und Knospen und Blüten zur Entfaltung drängt, so schmilzt die starre Eisrinde des Herzens unter dem erwärmenden Strahl der Güte. Als Inbegriff aller rein menschlichen Tugenden ist sie lieblich und anmutig zugleich, herzgewinnend und von unwiderstehlichem Zauber. Und wie der Blumen Königin, die Rose, in reizvoller Anmut und Schönheit den Garten schmückt, so ziert wahre Herzensgüte den Garten der Seele.

Nicht jene Güte, die Charakterschwäche bedeutet, sondern edelstem Menschentum entspringt, die selbstvergessene, opferwillige, verzeihende, ist die echte Güte, Die für jeden einen freundlichen Blick, ein ermunterndes, teilnehmendes Wort hat und allzeit tatkräftig zu helfen bereit ist, wo es gilt, menschliche Nöte zu lindern. Die immer neue Mittel und Wege sucht, den Goldquell inneren Reichtums in werktätiger Nächstenliebe auszuwerten. Die keinen Dank begehrt und in überfließender Gebefreudigkeit den schönsten Lohn findet.

Gleich einem leuchtenden Stern durch die Jahrhunderte strahlt als Urbild echter Frauengüte die hl. Elisabeth in unsere Zeit. Ihre Mildtätigkeit gegen Arme und Schwache kannte keine Grenzen.

Die echte Herzensgüte ist ein Hauch der Gnade und hat ihren Ursprung in Gott. Sie leuchtet, erwärmt und verklärt; mit dem magischen Zauber einer Wünschelrute lockt sie verborgene Quellen ans Licht; sie wirkt veredelnd und beglückend und macht ihre Träger im tiefsten Innern reich und und glücklich.

Ein wenig Herzlichkeit, wie wohl das tut!
Ein warmer Blick, ein freundlich Wort der Güte,
Wie das den Sinn erhebt, den Lebensmut.
Und Sonne gießt ins dunkelste Gemüte!

Was man ist und was man nicht ist.

Es ist noch lange nicht
ein Apostel, der hingeht in alle Welt;
ein Dichter, der einmal einen Vers gemacht hat;
ein Kunstmaler, der mit Pinsel und Farbe umgehen kann;
ein Volksredner, der einmal eine ulkige, mit Beifall aufgenommene Rede gehalten hat;
ein Frommer, der den Namen Gottes fortwährend im Munde führt;
ein Schriftsteller, der einmal für eine Zeitung einen Feuilletonartikel geschrieben hat;
ein tüchtiger Arzt, der bei jedem Krankenbesuche ein Rezept schreibt;
ein guter Schütze, der einmal ins Zentrum geschossen hat;
ein weidgerechter Jäger, der einmal einen Bock geschossen hat;
ein gelehrter Richter, der einmal als Schöffe oder Geschworener mitgewirkt hat;
eine sparsame Hausfrau, die etwas vom reichlichen Wirtschaftsgeld erübrigt.
Es ist aber auch noch lange nicht
ein Trunkenbold, der sich einmal einen Rausch angetrunken hat;
ein Faulenzer, der manchmal die Zeit verschläft;
ein Hartherziger, der einmal einem Bettler die milde Gabe verweigert;
ein verlorenes Schaf, wer einmal vom rechten Wege abgewichen ist;
ein schlechter Mensch, über den viel Nachteiliges geredet wird;
ein Don Juan, der manchmal schönen Frauen den Hof gemacht hat;
ein Dummkopf, der einmal dummes und konfuses Zeug geredet hat;
ein Grobian oder Flegel, der einmal am richtigen Orte und zu rechter Zeit sackgrob geworden ist;
ein Müßiggänger, der nicht den ganzen Tag arbeitet, sondern auch spazieren und seinem Vergnügen nachgeht;
ein Pechvogel, dem einmal eine Sache oder eine Arbeit mißlungen ist;
ein schlechter Ehemann, der manchmal abends ins Wirtshaus geht und seine Frau allein läßt;
ein Pantoffelheld, der seiner Frau zuliebe zu Hause nicht raucht.

Praktisches und Nützliches.

Das **Brennen der Augen** am Morgen hat vielfach seine Ursache in zu hellen Schlafräumen, die die Sehorgane nicht vollständig zur Ruhe kommen lassen oder in den Morgenstunden stark beeinträchtigen. Sobald die Fenster mit dunklen Vorhängen verhüllt werden, pflegt auch, wenn nicht andere Ursachen vorliegen, der Schmerz zu schwinden. Es sollte deshalb jede Hausfrau die Vorhänge der Schlafräume zur Zeit, wo die Sonne schon sehr früh aufgeht, dunkel färben. Namentlich grüne Vorhänge sind dem Auge ungemein zuträglich und beruhigen dabei auch die aufgeregten Nerven, was namentlich für Geistesarbeiter und sehr lebhafte Kinder sehr wohltuend ist.

Fettflecke entfernt man aus Leder durch Abreiben mit geschlagenem Eiweiß; veraltete Flecke behandelt man mit einem Schwamm, der mit einer Lösung von einigen Tropfen Essigsäure in lauwarmem Wasser getränkt ist. Der Schwamm ist zwischen Tüchern so gut auszuwinden, bis er halbtrocken ist.

Fleckig gewordene braune Schuhe reinigt man mit süßer roher Milch, gemischt mit einem Kaffeelöffel voll Terpentin, und wäscht damit die zuvor gut gereinigten Schuhe ab. Mit reinem Tuche wird nachgetrocknet. Dann werden die Schuhe erst mit gutem Creme sorgfältig eingerieben und mit einem Woll- oder besser Ledertuche blank gerieben.

Zum Raten und Nachdenken.

Nr. 65: Auszähl-Rätsel.

wer nicht te se glück sein dem ver ne lich glück
glük dankt ca.

Vorstehende Wörter bezw. Silben sind in bestimmter Reihenfolge auszuzählen und die Silben zu Wörtern zu gestalten Die Lösung muß einen Sinnspruch und dessen Verfasser ergeben. Die ausgezählten Silben zählen beim weiteren Auszählen immer wieder mit.

Nr. 66: Zitaten-Rätsel.

1. Ich wittere Morgenluft. (Shakespeare.)
2. Ich hab' hier bloß ein Amt und keine Meinung.(Schiller.)
3. Was getan ist, ist getan und bleibt's. (Schiller.)
4. Tu, was du nicht lassen kannst. (Lessing.)
5. Vater, ich rufe dich! (Körner.)
6. Was tu ich nicht um deinetwillen. (Goethe.)
7. Ach, wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann.
8. Das konnte wohl beim Herkules stattfinden, aber nicht bei uns. (Cicero.)

Den vorstehenden acht Zitaten ist je ein Wort zu entnehmen. Sind diese gefunden, so ergeben sie, zusammengestellt, ein weiteres Zitat von Schiller.

Auflösungen aus Nr. 25

Nr. 62. Rätsel: Kummer — Kur.
Nr. 63. Besuchskarte: Heil dem Bischof.
Nr. 64. Pflastersteln-Rätsel: Vivat Peter und Paul!

Verantwortlich für die Redaktion Pet. Becher, Brühl. Druck und Verlag „Brühler Zeitung, Buchdruckerei P. Becher GmbH. Brühl".

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage zur Brühler Zeitung

Nr. 26 Sonntag, den 6. Juli Jahrgang 1924

Jubellied.

Und eine Seele liebet, die keine Falschheit kennt,
Wer Gott das Herze gibet, und nie sich von Ihm trennt,
Der mag ohn Sorge wachen, mag schlafen wie er will,
Weil seine rechten Sachen gehn auf ein gutes Ziel.

Laß böse Zungen sprechen was ihnen nur gefällt,
Laß Neid und Eifer stechen, laß toben alle Welt:
So wird er dennoch machen was sein Gemüte will,
Weil seine rechten Sachen gehn auf ein gutes Ziel.

Ich lege Neid und Hassen beständig unter mich,
Und stelle Tun und Lassen, o Gott, allein auf Dich.
Du wirst es alles machen, tun, was mein Herze will,
Weil meine rechten Sachen gehn auf ein gutes Ziel.

Unter der Dorflinde

Erzählung von J. Jung.

(Schluß.) Nachdruck verboten.

Der Sturm tobte immer wütender; es war, als ob die wilde Jagd durch das Tal brauste. Der junge Mann fuhr erschrocken in die Höhe. „Das wird ja immer schlimmer! Wie kommen wir nur hindurch?" rief er aus und horchte ängstlich hinaus. „Es geht viel, wenn man will und muß," bemerkte Arnold und ging ins Nebenzimmer, um sich zu dem Gange fertig zu machen.

„Die alte Pelzmütze wird mir heute gute Dienste erweisen, Großvater," sagte er lächelnd, als er reisefertig zurück kam.

„Behüt euch Gott!" rief der alte Heynen den in die Nacht Hinaustretenden noch nach und verschloß die Haustüre.

Der Sturm der Winternacht blies den drei Wanderern kräftig ins Gesicht, als sie an der alten Dorflinde vorüberschritten, still und stumm, denn der Sturm ließ eine Unterhaltung nicht zu. Wie knarrten die Aeste des alten Baumes! Arnolds Augen blickten nach der unvergeßlichen Stätte und es war ihm, als leuchte ihm durch die dunkle Wetternacht das friedliche Antlitz der entschlafenen Mutter entgegen.

In dem kleinen Eichenwald, der die Grenze der Gemarkungen der beiden Dörfer Herzhausen und Frohnhausen bildete, machten sie Halt!

„So, nun hätten wir das sauerste Wegstück zurückgelegt," sagte Pfarrer Volkmar, tief Atem holend; „nun gehts bald bergab."

Arnold blickte sich um. Gern und oft hatte er als Kind diesen Wald aufgesucht, hier manche Erdbeere gepflückt und manches Lied mit den Kameraden gesungen. Jetzt sang der Sturm seine grausige Melodie. Der matte Schimmer der kleinen Laterne ließ die Dunkelheit der Nacht noch schwärzer erscheinen. Hin und wieder drang ein schwaches Sternenlicht durch die vorübereilenden Wolken. „Der Sturm wird jetzt seinen Höhepunkt erreicht haben," bemerkte der Pfarrer zu seinen Begleitern, „die Windrichtung scheint sich geändert zu haben. Der Rückweg wird wohl ruhiger sein."

Sie gingen weiter unter dem Schutze alter Eichen und Buchen, die den Weg umgrenzten. Nach etwa einer Viertelstunde hatten sie die ersten Häuser des Dorfes erreicht. Das Wetter hatte an Heftigkeit verloren und einzelne Sterne blickten freundlich hernieder. — Der Zustand des Kranken war ein befriedigender. Er war bei klarem Bewußtsein und lächelte dem eintretenden Pfarrer freundlich zu.

„Da sind wir, lieber Freund," sagte dieser und drückte die jetzt kalte Hand des Kranken.

„Vielen Dank, daß Sie gekommen sind. Aber das Wetter! Ich hätte Sie in Ruhe lassen sollen, Herr Pfarrer."

„Nein, nein, nicht so, lieber Freund. Das Wetter darf die Liebe nicht zurückhalten. Unser Freund Heynen hat ein Fußübel und mußte deshalb zu Hause bleiben. Er wird aber in diesen Tagen seinen Besuch nachholen." Ob der Kranke die letzten Worte beachtet oder verstanden hatte, war schwer zu sagen. Er legte die kalten Hände auf der Bettdecke zusammen und sagte: „Ich habe wohl den letzten Erdensturm erlebt. Er hat furchtbar getobt und mich aus süßem Traum geweckt. Aber der Traum hat mich erquickt. Ich sehe noch den schönen, großen, von wunderbarem Licht durchfluteten Garten vor mir. Es war ein herrlicher Anblick."

Pfarrer Volkmar blickte erstaunt in die Züge des Kranken. Redete derselbe in einem nur halbwachen Zustande? Das Glück der Kindheit soll, wie eine stille, fromme Sage geht, das Kissen manches Sterbenden noch einmal umweben, wenn der Sturm des Lebens ausgetobt hat. War dieses Glück auch dem vom Wellenschlag des Lebens hin und her getriebenen Wanderer am Ziel seiner Bahn noch beschieden?

„Als kleines Kind war ich eines Tages mit meiner seligen Mutter in der Stadt und dort in einem prachtvollen Garten, dessen Schönheit mir noch wochenlang bei Tag und Nacht vorschwebte", bemerkte der Kranke, als wolle er eine Erklärung zu einem Traume geben, und lächelte still vor sich hin. Dann aber wurde sein Gesicht plötzlich ernst.

„Herr Pfarrer," sagte er, „deshalb sind Sie aber nicht gekommen, um meine Traumgeschichten anzuhören; nein, die Zeit geht dahin, und was heute geschehen und geordnet werden kann, soll nicht auf morgen hinausgeschoben werden. Ich freue mich sehr, daß Sie gekommen sind. Augenblicklich bin ich ohne Fieber und klar im Denken und darum will ich Ihnen sagen, weshalb ich Sie gebeten habe, zu kommen. Vor etwa vier Wochen habe ich die letzte Zahlung auf mein Besitztum drüben erhalten und diesen Betrag habe ich für einen besonderen Zweck bestimmt. Ich weiß, Förster Lehmann kann für seinen Sohn Hilfe gebrauchen, denn ich weiß, er möchte ihn studieren lassen, aber — doch dieses Aber kann gehoben werden." — Nach einer kleinen Pause fuhr der Kranke fort: „Weil ich heute nachmittag schlimmer wurde, schickte ich sofort zu Ihnen, um Ihnen den bezüglichen Betrag von 5000 Mark einzuhändigen. Seit einigen Stunden wissen meine Hausgenossen, die meine nächsten Verwandten sind, von meinem Vorhaben und billigen es vollständig. Für sie bleibt auch noch ein schönes Stück Geld übrig. So, Herr Pfarrer, das wärs, was ich noch regeln wollte. Nun wäre auch das Schmerzensgeld entrichtet. Dort auf dem kleinen Tisch unter dem Gebetbuch liegt ein Kuvert mit den Geldscheinen. Bitte, prüfen Sie dieselben."

„Lieber Herr Reißner, was wird das eine Freude im Forsthause sein! Ich danke Ihnen von ganzem Herzen." Mit tiefer Bewegung sprach Pfarrer Volkmar diese Worte.

Der Kranke lächelte. „„Ja, ja, die Festtage sind nahe. Schön, sehr schön!" Darauf waltete der Geistliche seines Amtes und spendete dem Kranken die Segnungen der heiligen Religion.

Die Augen des Kranken hatten sich geschlossen. Draußen war es still geworden; der Sturm hatte sich gelegt. Pfarrer Volkmar betrachtete die ruhigen Züge des nun Schlummernden. Er wagte nicht, durch eine Frage die Ruhe des wohl Schwermüden zu unterbrechen. Ihm selbst tat die Ruhe wohl. Leise stand er auf und trat an den Tisch. Dort lag die Festgabe für den Förster. Er blickte auf das Kuvert, dann nahm er die Scheine in die Hand.

„Ein reiches Geschenk!" sagte er. — Eine Stunde verging, noch eine; der Kranke schlummerte weiter.

„Dann wollen wir in Gottes Namen nach Hause gehen, Frau Bach," wandte sich der Pfarrer an die Frau des Hauses. „Sollte Ihr Onkel meinen Dienst wünschen, so schicken Sie mir wohl sofort Nachricht."

„Gewiß, Herr Pfarrer; aber ich fürchte, er wird plötzlich von uns gehen. Es war sein scheinbar gebesserter Zustand wohl nur ein letztes Aufleuchten des Lebenslichtes."

„Dann wird seine letzte Tat um so schöner bei uns fortleben," sagte der Geistliche und verließ mit seinem jungen Begleiter das Haus.

6.

„Und immer hör ich's rauschen:
Du fändest Ruhe dort."

Die Glocken des Christabends klingen fröhlich durch

das unter der Schneehülle ruhende Tal. Stille Dämmerung ruht auf der Erde, die Luft ist klar und ruhig.

Förster Lehmann steht an der Haustüre seines Forsthauses und blickt in den dämmernden Abend hinaus.

„Ja, ich will den Gang noch heute machen. Möchte ihn doch noch einmal sehen und sprechen, ehe er diese Erde verläßt." Mit diesen Worten geht er ins Haus zurück und verläßt nach wenigen Minuten dasselbe, um den kranken Reißner im Nachbarorte zu besuchen. Als er am Pfarrhause vorüber geht, tritt der Pfarrer aus der Haustüre.

„Ah, Herr Förster, ich wollte soeben zu Ihnen kommen, denn ich habe eine Bescherung für Sie. Sie wollten heute noch nach auswärts?"

„Ja, zum kranken Reißner. Ich war mehrere Tage abwesend und bin heute mittag zurückgekehrt, und da hörte ich denn von seiner Krankheit."

„Ich war noch heute vormittag bei ihm. Er ist zur letzten Reise gerüstet. Ob Sie ihn noch lebend antreffen werden, bezweifle ich sehr."

„Ich will's versuchen, Herr Pfarrer."

„Nun, dann begleite ich Sie bis an die Dorflinde, Herr Förster."

Hier angekommen, blieb der Pfarrer stehen. Er nahm eine umfangreiche Briefhülle aus der Tasche und sagte: „Herr Förster, ich sagte Ihnen ja soeben, daß ich ein Geschenk für Sie hätte. Hier an dieser denkwürdigen Stelle möchte ich Ihnen dasselbe überreichen. In dem Briefe hier finden Sie alles kurz mitgeteilt. Und nun selige Weihnacht, lieber Freund!" Mit diesen Worten überreichte der Geistliche dem aufhorchenden Förster den verschlossenen Briefumschlag und ging dann mit kurzem Gruß dem Dorfe zu. Der Förster blickte ihm verwundert nach. Das Wort des Dankes und der Gruß, die ihm auf den Lippen schwebten, blieben unausgesprochen. Langsam, mit zitternder Hand öffnete er den Brief und las die wenigen Zeilen des Pfarrers und dann blickte er wie träumend auf die Geldscheine. Ein Beben ging durch seinen ganzen Körper. Seine Füße wankten und versagten dem starken Mann den Dienst. Auf der Bank unter der Dorflinde muß er sich niedersetzen. Es ist ihm, als ob ein Traum seine Sinne umfangen halte. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schienen ineinander zu fließen. Es war ihm, als höre er über sich die alte Linde rauschen, wie einst vor vielen Jahren, als hier sein Blut geflossen. Und nun wars Abend und die kahlen Aeste des Baumes mit Schnee bedeckt, den jetzt ein Abendwind leise auf die Erde herniederwarf. In seiner Hand liegt die Gabe des Mannes, dem er jahrelang gezürnt und mit dem er dann fast freundschaftlich verkehrt hat. Es ist ein reiches Geschenk, das seinem Sohne die Mittel in die Hand gibt, einen ihm liebgewordenen Beruf zu erwählen und erstreben zu können. In dem Herzen des so reich Beschenkten wallt es heiß auf und Tränen des Glückes fallen in den Schnee zu seinen Füßen. Das war eine stille Feier im Dämmerlicht des Abends unter der lieben, alten Dorflinde. Aber nun trieb es ihn mit Macht an das Sterbebett dessen, der ihm diese Freude beschert hatte. Sein Franz wußte, wohin er noch gewollt, und war jetzt damit beschäftigt, die letzten Kerzen an dem Lichterbaum zu befestigen. Wie wird sich mein Junge freuen, dachte er.

Schnell tragen uns unsere Füße, wenn Liebe und Dank unsere Begleiter sind.

„Ach, wenn ich ihm nur noch einmal die Hand drücken, ihm nur noch ein Wort des Dankes sagen könnte!" Dies war der heiße Wunsch des Dahineilenden. — —

Der sterbende Reißner hörte die Glocken. Es ist der letzte Erdengruß, ein seliger Gruß, der ihm das letzte Dunkel erhellte, ihn zum letzten Kampfe gerüstet, denn die Glockentöne rufen es zu in die Häuser und Herzen hinein: „Christ ist erschienen!" — Die Seinigen sitzen an seinem Sterbebett. Seine Nichte hat ihm die frohe Festtagsbotschaft vorgelesen und durch die Seele des Sterbenden klingt der Engelsgruß jener heiligen Nacht, und auf seinem Angesicht ruht der Friede der Gotteskindschaft. Still, totenstill ist's im Zimmer. Da tritt der Förster leise herein.

„Lebt er noch?" fragt er mit flüsternder Stimme die Hausfrau, die ihn stumm begrüßt.

„Noch lebt er, aber —"

Der Förster nickt und nähert sich dem Bett. Die halbgeöffneten Augen des Sterbenden scheinen sich dem Eingetretenen zuzuwenden und über das blasse Gesicht geht es wie freudiges Erkennen. Der Förster hat die feuchtkalte Hand ergriffen. Er will ein Wort des Dankes, des Abschiedes sagen, aber die Stimme versagt ihm.

„Dank, Dank!" Diese Worte vernimmt der sich zu dem Sterbenden niederbeugende Förster. Er sieht auch, wie ein Lächeln um dessen Mund spielt, ein Simeonslächeln. Seine Seele steht vor jener goldenen Pforte, die er im Traume geschaut hat, die hineinführt in das Paradies, wo die Lebensbäume rauschen. Zögernd läßt der Förster die kalte Hand los und setzt sich nieder. Immer tiefer sinkt der heilige Abend hernieder auf die winterliche Erde. Immer matter werden die Atemzüge des Sterbenden. Die Töne der Glocken klingen aus dem Nachbardorfe herüber, leise, feierlich.

— — —

Die Blätter der alten Dorflinde rauschen wieder im Sommerwind. Auf der grünen Bank, unter derselben sitzt der alte Heynen still, in Gedanken versunken.

„Das Warten ist doch ein merkwürdiges Ding. Unruhe, Hoffen, Lauschen, Ausschauen, alles dies ist in dem einen Wort vereinigt." —

Nach diesem kurzen Selbstgespräch erhebt er sich von der Bank und tritt aus dem Schatten des Baumes, um nach der Kirche hinüberzublicken. Das Kreuz blitzt im Sonnenglanz und der große, freie Kirchplatz ist so sonnig, daß auch die alten Augen denselben mühelos überschauen können.

„Heute warte ich vergebens: das Kind, die Lydia, kommt nicht. Wo sie nur stecken mag? Ich gehe nun wohl nach Hause und schreibe meinem Enkel ein paar Zeilen." Gesagt, getan.

An der Haustüre bleibt er stehen, um, wie es scheint, den Kirchplatz noch einmal zu überschauen. Vergebens, Platz und Straße sind menschenleer.

„Herr Heynen, auf dem Tisch im Zimmer liegt ein Brief, vor einer halben Stunde gebracht," sagte jetzt hinter ihm die alte Haushälterin, die Türe öffnend.

„Durch den Postboten?" fragte er etwas verwundert.

„Freilich," sagte diese und verschwand in der Küche. Heynen ging ins Wohnzimmer und fand hier einen Brief von seinem Enkel. „Von Arnold?" sagte er halblaut und öffnete das Schreiben mit zitternder Hand. Die wenigen Zeilen lauteten: „Lieber Großvater! Morgen abend bin ich, so Gott will, bei dir. Soeben habe ich meine erste Anstellung erhalten. Am Todestage meiner seligen Mutter beginne ich meine Tätigkeit. Dieser Tag wird mir nun doppelt lieb bleiben. Auf Wiedersehen, lieber Großvater! Mit herzlichem Gruß an Dich und den lieben Herrn Pfarrer! Dein Arnold."

Ein zufriedenes, glückliches Lächeln geht über das alte Gesicht. Großvater liest die wenigen Zeilen noch einmal mit zufriedenem Nicken und feuchten Augen.

Eine Mietskasernenlegende.

Von Ernst Hofrichter.

Bis ans Dach hinauf war die Mietskaserne mit kinderreichen Familien vollgepfropft. Und eine einzige Haustür schloß drei und vier Parteien ein. Unter der Klingel war ein Verzeichnis angebracht, das angab, wie oft man jeweils zu läuten hatte, um eine bestimmte Familie an die Tür zu klingeln.

Und jetzt wurde auch noch die Waschküche, die sich unten neben dem Kellereingang befand, für einen Wohnraum hergerichtet.

An einem Sonntagnachmittag zogen die neuen Mietsleute ein. Auf einem Handkarren schob der Mann und sein Weib an Zuggurten das ganze Hab und Gut über das holprige Hofpflaster.

Und wie in ein Grab trugen sie Tisch, Bett, Matratze und Kasten in ihr neues Heim hinunter. Den kleinen Hausrat schleppte der beiden strohblondes Töchterchen Marie über die Stiege. Sie lief barfuß und fror. Obwohl es mitten im Frühjahr war. Ihre Augen glänzten wie aus Glas gemacht. Und durch eine kerzengelbe Haut leuchteten blau die Adern hindurch. Bald wurde sie acht Jahre alt.

Ihr Bett wurde in der hinteren Ecke des Raumes aufgestellt. Da waren unsichtbar in die Wände die Wasserleitungsröhren eingemauert. Und jeden Morgen weinten sie perlende Wassertropfen durch den Mörtelanwurf. Daß es um Marie her feucht wie von Grotten aufstieg.

Nie kam da ein Sonnenstrahl zu Besuch hinunter. Nur trübes Hoflicht floß wie schmutziges Schneewasser durch den Schacht. Und bald hatte Marie einen bröckelnden Husten. Und als sie droben im Hof mit den Kindern der anderen Mietsparteien einen wirbelnden Ringelreihen tanzte, würgte sie plötzlich ein ätzendes Keuchen und sie spuckte Blut. Zuerst lachten die anderen darüber, als ob Marie das wie eine Kunstfertigkeit machte. Da sie aber dann Tränen aus ihren Augen kommen sahen, liefen sie furchtsam davon und erzählten es ihren Müttern. Die verbaten ihnen daraufhin das Spielen mit Marie, weil sie eine böse Krankheit hat, die jeder bekommt, der sie anrührt. Und dann müsse man sterben.

Und jetzt war die arme Marie ganz einsam geworden. Sie wußte gar nicht, warum niemand mehr mit ihr spielen wollte. Hinter einem Auslagefenster hatte sie eine lächelnde Puppe gesehen. Und heute abend wollte sie den Vater bitten, daß er sie ihr als Spielgefährten kaufen soll.

Aber als der nachts heimkam, setzte er sich traurig an den Tisch und sprach kein Wort. Und als die Mutter das sah, mußte sie wohl den Grund dazu wissen. „Ausgestellt wegen Arbeitsmangel — jetzt können wir für Marie die teure Milch nicht mehr bezahlen." Die dachte nun auch nicht mehr an die gewünschte Puppe. Sie hörte den Schularzt reden: „— — Du mußt deiner Mutter sagen, daß sie dir jeden Tag Milch zu trinken gibt, sonst kannst du in der Klasse nicht mitkommen ...!" Und jetzt fürchtete sich Marie, daß sie sitzen bleiben muß — weil sie keine Milch mehr trinken kann.

Wer in dieser Nacht noch spät über den Hof ging, hätte hören können, wie aus dem Lichtschacht herauf eine dünne Kinderstimme zum Himmel um ein bißchen Milch betete. Marie war es, die in ihrem Bette kniete und zu einem Jesuskindbild aufsprach, das über ihr mit Reißnägeln an die schwitzende Wand gesteckt war ...

Und je mehr Frühling mit jedem Tag ins Land zog, um so müder wurde Marie und um so mehr fror sie.

In einer kühlen Maiennacht durchschüttelte sie mit einem Male ein wildes Fiebern.

Der Bezirksarzt kam und sprach: „Unterernährt, schlechte Kleidung. — Luft, Sonne, Land!" in den dumpfen Wohnraum hinein. Jeden Tag sprach er das gleiche über ungezählte Krankenstuben armer Großstadtkinder hin ...

Viele Stunden lang lag Marie während des Tages mit brennendem Fieber allein in dem Kellerloch. Nicht nach Speise noch nach Trank ging mehr ihr Wünschen. Nur eine Puppe wollte sie noch haben eine blondhaarige lächelnde Puppe!

Wild brandete es in dem zitternden Kinderleib. Bald fühlte Marie Wind und Schnee durchs Fenster wehen, bald wieder schienen die Decken und Kissen zu glühen. Dazwischen hinein stammelte sie inbrünstige Wünsche nach einer Puppe zu dem angeheftefeten Heiligenbildchen empor ... Und ganz plötzlich hörte sie es draußen von einem Balkon in den Hof hinunterrufen: „Jetzt hat das Jesuskind eine Puppe in die Kehrichttonne geworfen ...!" Da hob sich Marie in perlendem Schweiß aus den brennenden Kissen und lief ins Freie hinauf, wie in einen Traum hinein. Dunkelheit und kühler Abendwind zog über den Hof hin ... Marie wühlte mit einem Medizinlöffel in dem Kehricht herum ... bis sie mit einem Male auf der Ausklopfstange ein lächelndes Kind sitzen sah. Eine lebende Puppe! Und es lief gar nicht davon, wie die anderen Kinder im Hof, wenn sie ihre Hände nach ihm ausstreckte! Und da sie es jetzt von der Stange hob, war es leichter als ein Flaumenkissen, gar kein Gewicht hatte es ...

Und wie ein Weihnachtsgeschenk trug Marie ihre Puppe, die auch sprechen konnte — ohne daß man sie erst wie einen Teddy-Bären drücken mußte, in die finstere Stube hinunter. Aber da war es auf einmal ganz hell geworden — wie am Tage. Und noch viel heller. So — als ob die Sonne selbst über die Kellertreppe ins Zimmer gerollt wär'.

Jetzt sah sie der Puppe ins Gesicht. Und siehe — da glich sie ganz genau dem Jesuskind, das über ihrem Bette hing. Und vor Freude küßte sie es und zeigte ihm, wie man auf einem Kamm mit Seidenpapier Musik machen kann. Und als sie Durst bekam, kletterte das Jesuskind am Ausgußrohr empor und drehte den Messingwechsel auf. Da floß Milch heraus, wie sonst Wasser. So viel hatte sie nicht einmal bei der Milchfrau gesehen.

Und das Christuskind hatte auch ein Vesperkörbchen umhängen. Da roch es so fein heraus — wie aus den Wohnungen der reichen Leute, wenn Weihnachten kommt. Und drinnen lagen lauter kleine Sterne, Monde und Sonnen. Die waren innen und außen ganz golden. Und man konnte sie essen. Und da sie genug davon verspeist hatten, spielten sie damit „Himmel-Hölle-Fegfeuer" am Boden herum.

Ja — und dann lagen am Boden des Körbchens noch viele, viele Heiligenbilder. Einige waren dabei, da konnte man hindurchschauen — und alles rund herum war ganz rot, grün und blau ...

Jetzt wollte das Jesuskind auch das Musikmachen mit dem Kamm und dem Seidenpapier versuchen. Und horch! Das klang noch viel schöner, als es Marie konnte. Wie die Orgelmusik am höchsten Feiertag, wenn der Hochaltar mit roten Samtdecken überzogen ist!

Und immer lieblicher und himmlischer wurde die Weise. Bis Marie ganz leise einnickte ...

Vater und Mutter kamen erst spät in der Nacht nach Hause. In einer Tasse hatten sie für Marie ein klein wenig Milch mitgebracht. ... Da sie an ihr Bett traten, war alles Fieber und alle Unruhe von ihr gewichen. Wie in einem sonnigen Traum lag sie da. Ihre Hände umspannten in der leeren Luft die Gestalt einer unsichtbaren Puppe und um ihre Lippe war das lächelnde Empfinden genossener Süßigkeiten gelegt.

Kein Husten stieß aus ihrer ruhenden Brust und jede Hitze war aus ihren Wangen geflohen. So lag Marie in schlafender Gesundheit da. Nur einen Fehler hatte der arme Leib — als man ihn berührte, war er steif — und eisig kalt.

Im Lande der weißen Indianer.

Zu den bedeutenden Handelsplätzen Brasiliens zählt Para, unmittelbar unter dem Aequator, an dem Ausfluß des großen Roi Toncantins gelegen, etwas südlich von der Mündung des gewaltigen Amazonenstroms. Da wundert man sich in Anbetracht dieser Handelsbedeutung der Stadt, daß gleich dahinter, nur ein paar hundert Kilometer den Toncantins und seinen Nebenfluß Araguaya aufwärts, also nach Süden hin, die Wildnis beginnt. In diese Wildnis ist nur selten der Fuß eines Europäers gekommen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren ein paar Expeditionen dahin unternommen worden, später 1908 auch von dem Deutschen Dr. Fritz Krause. Jetzt liegt der Bericht der letzten im Jahre 1922 von einer englischen Gesellschaft unternommenen Forschungsreise vor, deren Hauptzweck kommerzieller Art war, nämlich die Untersuchung der beiden genannten Flüsse in bezug auf ihre Stromschnellen, ob diese durch Dampfer zu überwinden sind, um damit eine bessere Erschließung des an Schätzen reichen Landes zu ermöglichen. Die Expedition weiß manches Interessante zu berichten.

Abgesehen von der Einwohnerschaft Paras selbst, die sich aus Portugiesen und importierten Negern zusammensetzt, ist in diesem Hinterland der Stock der Bevölkerung noch der Indianer. Die so oft erzählte Geschichte vom letzten Indianer trifft nur auf Nordamerika zu. Die Indianer dieser Gegend unterscheiden sich merklich von dem so oft über ganz Brasilien verbreiteten: während die anderen Jagdindianer sind, unter ihnen die bekanntesten die Botokuden, wissen diese Stämme hier nur schlecht mit Bogen und Pfeil und Gewehr umzugehen; sie verstehen sich, entsprechend den ihnen von der Natur zugewiesenen Lebensbedingungen, besser auf das Fischfangen; denn Tocantins und Araguaya sind außerordentlich fischreich. Am Toncantins treten auch die sehr seltenen weißen Indianer auf, d. h. solche mit blauen Augen und blondem Haar. Alle diese Stämme stehen den Fremden mißtrauig, wenn nicht feindlich gegenüber.

Die beiden mächtigen Flüsse bieten sehr viel Nahrung, nicht bloß an Fischen, unter ihnen den mächtigen Delphin, sondern auch durch die auf und an ihnen sich massenweise tummelnden Wasservögel. Enten, Gänse, Flamingos. Diese Tierwelt ist aber, besonders für den Europäer, keineswegs ungefährlich. Daß er sich vor den zahlreichen Alligatoren beim Baden — wegen der furchtbaren Hitze tut man das am Tage mehrere Male — aber beim Durchwaten von Gewässern in acht nehmen muß, ist selbstverständlich. Aber auch ganz kleine Fische sind sehr gefährlich, z. B. die Arara, ein kleiner, flacher Fisch, ungefähr von der Größe und der Form unserer Scholle; er hat auf seinem Schwanz einen mit starkem Gift gefüllten Dorn, den er bei Gefahr steil hochhebt; der auf ihn Tretende ist meist verloren. Ein anderer ganz kleiner Fisch, ähnlich unserer Plötze, für den Gaumen eine Delikatesse, ist wegen seines Bisses sehr gefährlich, er hatte einem Teilnehmer der Expedition den Daumen fast abgebissen; an dem großen Blutverlust war der Betreffende viele Wochen hindurch schwer krank.

Auch andere kleine Tiere sind gefährlich. Die Fledermäuse sind hier besonders bösartige Vampire für Mensch und Tiere; ein von einer solchen gebissener Mann der Expedition schwebte lange in Todesgefahr; das Blut war gar nicht zu stillen. Es gibt an den Flüssen wie an den sonstigen Gewässern, Myriaden von Mosquitos und andern stechenden Insekten, gegen die sich selbst die Eingeborenen nur durch dickes Auftragen des Saftes einer Waldbeere schützen können. Am und im Wasser wächst eine giftige Palmenart, deren bloße Berührung sehr schmerzhafte Entzündungen hervorruft.

Der Urwald bietet zur Nahrung viel Kleinwild und dann vor allem Wildschweine; allerdings zeigt sich auch der Leopard recht oft. Das Holz des Waldes ist das zur Rotfärberei dienende Brasilholz, nach dem das Land sa seinen Namen Brasilien führt. Von hier kommt auch viel Kautschuk, d. i. der eingedickte Saft gewisser Baumarten. Die dem Urwald abgerungenen Lichtungen zeigen äußerst fruchtbaren und ergiebigen Boden, Kaffee, Reis, Zucker, Tabak, Bananen, Orangen, Pintenäpfel, castanhas („die brasilianischen Nüsse") werden von den Eingeborenen auf Flossen nach Para gebracht